



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 14

Montag, den 12. Herbstmond 1932

Nr. 14

Auf den Spuren Dietrichs von Quikow in Pommern

Von Dr. Richard Berndt, Strehlen i. Schl.

I.

Unfern der Stelle, wo die Havel in die Elbe mündet, in der Nähe des alten Bischofssitzes Havelberg, lag im 14. Jahrhundert Dorf und Burg Quikhövel, der Stammsitz des Geschlechts derer von Quikow, das durch Ernst von Wildenbruchs gleichnamiges, viel aufgeführtes Schauspiel bekannt geworden ist. Nur das Dorf ist heute noch vorhanden, die Burg aber längst verschwunden. Hier hauste um 1373, als Otto, der letzte Regent der Mark aus dem bayerischen Hause, auf seinen Besitz zugunsten Kaiser Karls IV. und seiner Söhne verzichtete, der tapfere Ritter Runo von Quikow, dessen Söhne Dietrich und Johann als Führer der märkischen Adelsfronde gegen den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den ersten Herrscher aus dem Hohenzollernhause, in der brandenburgisch-preussischen Geschichte eine Rolle spielen. Dietrich von Quikow, um 1366 geboren und vier Jahre älter als Johann, war der bedeutendere der beiden Brüder. Zahllose Fehden, die im einzelnen hier aufzuführen nicht der Ort ist, nur seine Beziehungen zu Pommern sollen im Rahmen der Zeitgeschichte ausführlicher geschildert werden, haben seinen Namen bekannt und gefürchtet gemacht. Es galt damals in großen Teilen Deutschlands nicht für unehrenhaft und unritterlich, nach erfolgter „Absage“ fremde Städte und Dörfer „auszupochen“, freien und leibeigenen Bauern das Vieh wegzutreiben, ihre Häuser einzuäschern, Warenzüge reicher Kaufleute zu überfallen, die Gegner gefangen zu nehmen und erst nach Zahlung eines hohen Lösegeldes freizulassen. Alles dies hat auch Dietrich von Quikow mehr als einmal getan. Fehdelust und Beutegier waren sein Lebenselement; trotzdem darf man ihn nicht schlechthin zu den Raubrittern zählen. Die Grundsätze der Moral waren damals andere als heute. Mit Hilfe treuer Freunde wie Kaspar Gans von Pubitz, Richard von Rochow, Eppold von Bredow u. a. und durch die Unterstützung, die ihm sein gleichgearteter Bruder Johann bei allen seinen Unternehmungen lieb, gelang es Dietrich, seinen Besitz immer mehr zu vergrößern, so daß die Quikows um die Wende des 15. Jahrhunderts nicht nur zu den angesehensten und mächtigsten Geschlechtern der Priegnitz, der damaligen Vorkmark, sondern der Mark überhaupt gehörten.

Um 1410 standen sie auf der Höhe ihrer Macht. Damals gehörten ihnen die beiden Städte Strausberg und Rathenow und an Schlössern: Köpenick, Beuthen, Saarmund, Plaue, Hundelust, Friesack, Quikhövel, Kleezke, Rühstadt, Sandau und Stavenow. Da trat ein jäher Umschwung ein. Bald nach dem Tode Jobsts von Mähren (18. Januar 1411) — er hatte 1388 die Mark von seinem Vetter Sigismund als Pfandbesitz erhalten — brachte der Ritter Wend von Jleburg die Nachricht, daß Kaiser Sigismund den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zum Landeshauptmann der Mark ernannt und ihm den Auftrag erteilt habe, die von Jobst verpfändeten Städte und Schlösser auszulösen.

Ein Jahr darauf (21. Juni 1412) kam Friedrich mit einem Gefolge fränkischer Ritter nach Brandenburg, um sich von den märkischen Ständen huldigen zu lassen. Er wurde kalt und unfreundlich aufgenommen. Friedrich war dem Lande fremd, und die Auslösung der verpfändeten Burgen drohte eine große Umwälzung des Besitzstandes herbeizuführen. Erst allmählich gewann er durch seine Leutseligkeit und Menschentemtnis einzelne Städte, die Geislichkeit und einige Adlige für sich. Aber die Quikows, Rochows

Seele.

Von Franz Ferdinand Hoepfner.

Wir sind Form, Gefäß und Möglichkeit,
alles Leben weckt in uns die Zeit,
wird erst Wissen, wo uns Wellenwunder finden,
die mit Berg und Strom und Landschaft uns ver-
binden.
Alles fließt, wird Sehnsucht, Klang und Sinn,
alles geht und weht, verweht dahin.
Schwingungen, die durch den Aether wallen,
von dem Vorfahr noch dem Enkel lallen.
Staub und Wirbel, Rhythmus, Gang und Licht,
alles bleibt, wenn längst der Leib zerbricht,
und was strahlend auf mit Flügeln schimmernd
schwebt,
ist die Seele, die in uns und allem ewig liebend
lebt.

und Bredows mit dem größten Teil des havelländischen Adels verharren in scharfer Gegnerschaft. Sie veranstalteten geheime Zusammenkünfte auf den Schlössern Friesack und Plaue, wo Friedrich verächtlich als „Laud von Nürnberg“ bezeichnet wurde, und die Aeußerung fiel: „Und wenn es alle Tage Burggrafen vom Himmel regnete, kein Schloß wird herausgegeben.“ Dietrich wies auch darauf hin, daß den Verschworenen die Hilfe der Herzöge Otto und Kasimir von Pommern-Stettin (Nachfolger Swantibors III.) sicher sei; tatsächlich war er dieserhalb mehrmals in Stettin gewesen. Wirklich fielen auch die Pommernherzöge von der Uckermark aus im Herbst 1412 in das Havelland ein, wurden aber von Friedrich am 24. Oktober bei Kremmen wenn auch nicht entscheidend geschlagen. Nun begann der trotzig Adel nachzugeben. Zuerst huldigten die Bredow, im nächsten Jahre auch Werner von Holzendorf, der beste Freund der Quikows, die dann ebenfalls im April 1413 als die letzten vor Friedrich in Berlin erschienen und mit ihm unterhandelten. Da sie sich aber nicht an den im August 1412 verkündeten Landfrieden hielten, vielmehr in das zum Erzstift Magdeburg gehörige

Gebiet der Abtei Zinna einfielen und hier sengten und plünderten, schloß Friedrich mit dem Erzbischof Günther einen Vertrag und rückte mit Truppen, die er aus Franken herangezogen hatte, gegen die unbotmäßigen Vasallen, die vom Kaiser als Landfriedensbrecher in die Reichsacht getan wurden. Rathenow öffnete den Belagern freiwillig die Tore. Darauf zog Friedrich vor die Burg Friesack. Trotz tapferer Verteidigung mußte Dietrich einsehen, daß er unterliegen würde. Es gelang ihm, bei einem Ausfall auf abenteuerliche Weise zu entfliehen. Plaue und Holzow, die Schlösser Johanns, hielten sich länger als Friesack. Schließlich zerstörte Friedrich mit Hilfe einer von dem Markgrafen von Thüringen geliehenen großen Büchse, im Volksmunde „faule Grete“ genannt, die festen Mauern von Plaue. Damit war der Niederbruch der Quikows besiegelt. Johann wurde gefangen genommen und einige Jahre in Kalbe in Haft gehalten, schließlich aber begnadigt.

II.

Schon immer waren die Pommern Dietrichs größte Hoffnung gewesen. Darum hatte er sich bald nach dem Gefecht bei Kremmen, im November 1412, nach Stettin begeben, um die jungen Herzöge zur Fortsetzung des Krieges mit Friedrich zu bewegen. Aber er fand taube Ohren. Otto und Kasimir beriefen sich auf die Feindschaft mit ihren Vettern, den Herzögen von Pommern-Wolgast; außerdem hatte ihr Vater, der alte Herzog Swantibor, der im Kloster Kolbakh krank lag, ihnen mit seinem Fluche gedroht, wenn sie die Hand zu einem ehrenvollen Frieden mit dem Burggrafen verweigern würden. Als dann ein Jahr später der völlige Bruch der Quikows mit Friedrich bevorstand und Dietrich die Oberacht des Reiches drohte, war dieser ebenfalls nach Stettin gereist und fand diesmal willigen Gehör. Die beiden Herzöge erklärten, sie wollten der Quikows in ihrem Kriege gegen den Burggrafen gern beistehen, doch würden sie den Krieg nicht erklären, als bis die Quikows ihn gegen Friedrich wirklich angefangen hätten. Mitte Dezember 1411 war Dietrich zum dritten Male nach Stettin geritten. Er wußte die Herzöge ganz für sich zu begeistern. Sie versprachen ihm ihre vollste Unterstützung, allerdings erst für Anfang Februar 1414. Inzwischen fielen die Burgen Friesack und Plaue und Dietrich war auf der Flucht. Er fand zuerst auf den Gütern Werner von Holzendorfs, Neumüh. und Grabsdorf, als Quikowscher Knecht verkleidet Aufnahme. Aber bald wurde sein Aufenthalt entdeckt, und Werner erhielt strengen Befehl, ihn auszuliefern. Da war es nur natürlich, daß Dietrich an seine pommerschen Freunde als an seine letzte Rettung dachte. Als geächteter Flüchtling, auf dessen Kopf eine hohe Belohnung gesetzt war, kam er in Stettin an und fand hier gute Aufnahme. Zwar lehnten Otto und Kasimir jede kriegerische Hilfe wenigstens für den Augenblick ab, erklärten sich aber bereit, Dietrich, dessen Tapferkeit und Kriegserfahrung sie hoch schätzten, in ihre Dienste zu nehmen. Damit war diesem jedoch keineswegs

gedient. Er hatte sich bisher als Verbündeten der Pommern betrachtet, ihr Dienstmann und Untertan zu werden, war für ihn unmöglich. Dazu kam, daß die geringen Geldmittel, die er auf die Flucht mitgenommen hatte, bald ausgingen. Sein eigenwilliger und selbstherrlicher Sinn litt schwer unter den neuen Verhältnissen. Das drückende Gefühl der Abhängigkeit machte ihn von Tag zu Tag verschlossener und verdrießlicher. Seine Lage am Hofe wurde schließlich unhaltbar. Er trug darum den Herzögen den Wunsch vor, ihm eine Stellung zu gewähren, die seiner bisherigen Lebensart angemessen wäre. Er sehnte sich nach Kampf und Streit. Man kam endlich auf folgenden Ausweg: Nahe an der Rega, eine Meile südlich von Regenwalde, lag ein Borwerk Liebenthal, auch Rathenfier genannt (heut Klein-Liebenthal), zu dem Gute Elvershagen gehörig, das der im Regenwalder Kreise begüterten und mächtigen Familie von Borcke gehörte. Sie besaß damals den größten Teil des Kreises, darunter die Städte Labes, Wangerin und einen Teil von Regenwalde, weshalb der Kreis auch der „Borckenkreis“ genannt wurde. Die pommerschen Herzöge übernahmen jenes Borwerk pfandweise von den Borcke und setzten Dietrich in den Pfandbesitz desselben. Im Sommer 1414 schlug er hier seinen Wohnsitz auf. Das Wohngebäude war kein Schloß, sondern ein einfaches Gutshaus. Es war jedoch mit Wall und Graben versehen und bildete einen Burgfrieden, der eine Verteidigung bei Ueberfällen ermöglichte.

Der Regenwalder Kreis grenzte damals an die beiden Hinterkreise der Neumark Dramburg und Schivelbein, die erst seit 1816 zu Pommern gehören. Es ist nötig, einen kurzen Blick in die Vergangenheit zu tun, will man die Händel, deren Schauplatz sie damals waren und an denen auch Dietrich von Quithow tätig Anteil nahm, richtig verstehen. Die mächtigste Familie im nördlichen Teil des „Landes über der Oder“, der heutigen Neumark, waren in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Wedel. Ihre Bedeutung kann man daraus ermessen, daß sie im Jahre 1388 einen Vertrag mit dem Deutschen Orden gegen den König von Polen schlossen. Danach traten siebzehn Glieder dieser Familie auf fünfzehn Jahre in den Dienst des Ordens und gelobten, hundert gewappnete Ritter und Knechte zu stellen nebst hundert Schützen, bewaffnet mit Panzer, Helm und Armbrüsten, außerdem noch vierhundert Pferde. Auch Stadt und Schloß Schivelbein gehörten um 1370 den Wedel. 1384 aber sah sich Hans von Wedel, den Kaiser Sigismund drei Jahre vorher zum Hauptmann der gesamten Neumark mit dem Titel „Edler“ ernannt hatte, schuldenhalber genötigt, seine Herrschaft Schivelbein an den Deutschherrnorden in Preußen zu verkaufen. Dieser Erwerb kam dem Orden sehr gelegen; denn dieser Ort bildete eine treffliche Etappe auf dem Wege, den damals die Ordensgäste, die aus dem Reich nach Preußen zogen, zu nehmen pflegten. Darum erwarb er sechzehn Jahre später (1400) durch Kauf von dem Ungarönig Sigismund für 70 000 böhm. Groschen die Stadt und das Gebiet von

Dramburg und im folgenden Jahre auch die übrigen Städte der Mark über der Oder (Neumark). Bis 1455 blieb der Orden im Besitz des Landes. Die Verwaltung dieses ausgedehnten Gebiets hatte der Vogt der Neumark, der seinen Sitz gewöhnlich zu Schivelbein hatte. Falls er auf Reisen war, vertrat ihn der dortige Waldmeister. Uebrigens besaß der Orden auch in Dramburg ein eigenes Haus, wahrscheinlich das spätere Briesen- bzw. Prihngut, das in der südöstlichen Ecke der Stadt nahe der Mauer gelegen war.

Zu den eifrigsten Anhängern des Ordens gehörten in dem Jahrzehnt vor der Tannenberger Schlacht (15. Juli 1410) Henning von Wedel, der, zu Friedland (heute Märkisch-Friedland) und Falkenburg im Dramburger Kreise ansässig, geschworener Rat und Lehnsmann des Kreuzherrnordens war. Er führte in den Jahren 1403 bis 1406 langwierige Kämpfe mit dem Herzog Swantibor von Pommern, in die auch der Orden verwickelt war. Nach der Schlacht bei Tannenberg nahm der Polenkönig Wladislaus Jagiello Schivelbein in Besitz und überließ es dem gewissenlosen Herzog Bogislaw von Stargard und Stolpe (August 1410). Die Wedel wurden vertrieben und zogen sich auf ihre Burgen in Neuwedel, Lüß und Friedland zurück. Nach dem Thornier Frieden (1411) erhielt der Orden Schivelbein zurück, aber die Wedel verweigerten nunmehr Rückkehr und Sulddigung

wohl deshalb, weil sie sich von den Ordensrittern nicht genügend geschätzt glaubten. Sie wollten erst nach der Wahl eines neuen Hochmeisters zurückkehren. Dem Orden lag sehr daran, mit dieser mächtigen Familie auf gutem Fuße zu stehen; aber die Beziehungen blieben nach wie vor gespannt. Selbst Henning von Wedel gehörte jetzt zu seinen Gegnern. Nur Erasmus von Wedel war ihm treu geblieben. Ihm gehörte die Hälfte von Reetz, während die andere der ebenfalls dem Orden ergebene Janete von Stegelitz besaß. Im Frühjahr 1414 kam es zu neuen Kämpfen zwischen den Wedel und dem Orden, wobei Henning von Wedel wieder besonders rühmig war. In einem Gefecht, über dessen Verlauf wir durch einen Brief des Ordensvogts Sandet Machwitz an den Hochmeister (d. d. Landsberg am Sonntag vor Weihnachten 1414) unterrichtet sind, wurde außer vielen Knechten der Diener des Vogts Otto Falbe und der Ordensmann Dietloff Falbe gefangen, aber auch Henning von Wedel hatte das Unglück, in die Hände der Ritter zu fallen. Er wurde gegen das Versprechen eines Lösegeldes auf freiem Fuß belassen, lauerte aber nichtsdestoweniger bald darauf mit einigen seiner Bettern dem Janete von Stegelitz auf, als dieser eine Reise nach Stargard gemacht hatte und auf dem Heimwege begriffen war. Er wurde übermannt und gefangen genommen. In das Lösegeld teilten sich später Henning und seine Selter. (Schluß folgt.)

Von Himmelsbriefen

Von E. Wedel, Schimmerwitz.

Vor nicht allzulanger Zeit fiel mir beim Aufräumen eines alten Schrankes ein vergilbtes, zum Teil recht zerlesenes Blatt Papier in die Hände. Es trug die Ueberschrift: „Himmelsbrief, geschrieben mit meinen Händen.“ Ich hatte schon des öfteren von Himmelsbriefen gehört. Und nun, welche Fülle von Aberglauben und Zauberei fand ich beim Lesen des Briefes. Da standen z. B. die Worte: „Dieser Brief schützt vor alles Geschoß, Diebe, Feinde und vor alle Beschwerlichkeit“, oder „Wenn jemanden die Nase blutet oder er sonst verwundet wird, der lege nur diesen Brief darauf, so wird sich das Blut gleich stillen“, u. a. m.

Himmelsbriefe gehören also ohne Zweifel zu den Zaubersprüchen und nehmen unter diesen eine besondere Stellung ein.

Der Ursprung manches Aberglaubens reicht bis in die heidnische Vorzeit zurück. Besonders hat das Mittelalter eine Fülle von Aberglauben lebendig gemacht. In diese Zeit reicht auch der Mißbrauch mit den Himmelsbriefen zurück. Er beginnt seinen Lauf mit der Einführung der Feuerwaffen. Man glaubte, seinen Körper gegen die Geschosse der Feinde „fest“ und die eigenen Waffen durch Zauber jedem Feinde tödlich machen zu können. Hierzu gab es die verschiedensten Geheimmittel. Die verbreitetste Form dieses „Fest-, Hart- oder Gefrorenmachens“ vor Hieb

und Schuß war die durch den kugelsicheren Schuß oder Hausbrief. Viele Soldaten trugen einen Brief bei sich, den der Papst Leo dem Kaiser Carolus in den Krieg geschickt haben sollte. Andere hatten Zettel, auf denen viele heilige Worte und Zeichen standen. Man ließ auch das Evangelium St. Johannes auf dünnes Papier schreiben und brachte es heimlich unter die Altardecke einer katholischen Kirche und wartete solange, bis der Priester, ohne es zu wissen, drei Messen darüber gelesen hatte. Dann steckte man es in einen Federtiel oder in eine Hosennuß, vertilgte die kleine Oeffnung und hing sie um den Hals. Die Obristen ließen die Kapfel noch in Gold oder Silber fassen. Wieder andere erhielten die Hostie beim Abendmahl, indem sie dabei still den Teufel anriefen. Sie nahmen die Oblate wieder aus dem Mund, lösten an irgend einer Stelle ihres Körpers die Haut vom Leibe, steckten die Oblate hinein und ließen die Stelle verheilen. Wer diesen Zettel oder Brief bei sich trug, war „hart, gefroren oder fest“.

In Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ lesen wir folgende interessante Stelle:

„Schon im ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges wird die Kunst festzumachen lebhaft besprochen. Eine gute Nachricht darüber steht in: Wahrhafter Bericht von der Belagerung und mit gestürmter Hand Eroberung der Stadt Pilsen in Böhmen.“

Vom Pommerschen Volksliedarchiv

Seit Jahren erscheinen nun schon in den pommerschen Zeitungen Anfragen des Pommerschen Volksliedarchivs in Greifswald nach Volksliedern, die dank des regen Interesses der pommerschen Bevölkerung an ihren eigenen Gütern meist einen schönen Erfolg zeitigen. Von manchen Einsendern wird uns die Frage gestellt, wozu uns die eingesandten Lieder eigentlich dienen. Seit Jahrzehnten schon sucht die Wissenschaft der Volkskunde gerade auch aus den Volksliedern der einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes die Eigenart der deutschen Stämme und die Wesenheit des deutschen Volkes überhaupt zu erforschen. Diese Eigenart der deutschen Stämme zeigt sich besonders in den alten, oft mundartlich gehaltenen Volksliedern, die jetzt meist durch übermoderne Kultur verdrängt werden und deren Sammlung schon oft wegen ihrer Schönheit zu einem Gebot der Stunde geworden ist. Diese alten, aber auch die neueren Volkslieder sind oft in jedem Winkel einer Provinz im Text und in der Melodie verschieden, und in mancher Gegend wird ein Lied sehr häufig gesungen, das anderswo ganz fehlt. Um Kennt-

nis über die Verschiedenheiten, über die Verbreitung und Beliebtheit der einzelnen Volkslieder zu gewinnen, ist es deshalb nötig, dasselbe Lied aus möglichst vielen Gegenden einer Provinz zu besitzen. Der Plan, auch in Pommern alle Volkslieder systematisch zu sammeln und in einem Archiv der wissenschaftlichen Bearbeitung dienlich zu machen, wurde im Dezember 1926 durch Herrn Privatdozent Dr. Madenjen in Angriff genommen. Durch eine Schar von tüchtigen Mitarbeitern und durch Einsendungen aus allen Kreisen der Bevölkerung gehen nun seit fünf Jahren dem Archiv Volkslieder zu. Hier werden sie in Kästen geordnet. Alle Fassungen eines Liedes werden außerdem auf einem Blatt des Typenregisters eingetragen, und wieder ein anderes Register enthält auf je einem Blatt alle aus einem Ort bekannten Lieder. So ist das Material des Archives im Laufe der Jahre auf fast 9000 Liednummern angewachsen, freilich ist dabei manches Lied in vielen Nummern vorhanden. Neben der wissenschaftlichen Aufgabe dient aber das Archiv vor allem auch einem praktischen Zwecke. Es will das Liedgut, das es vom Volke empfangen hat, wieder breiteren Kreisen zugänglich machen. So ist im vorigen Jahre die

Sammlung „Pommersche Volksballaden“ im Eichblatt-Verlag Leipzig herausgegeben worden, die 123 Volksballaden enthält. Um dieser Volkstumsarbeit gerecht werden zu können, möchte das Volksliedarchiv auch weiterhin von jedem, der seine Heimat und sein Volk liebt, durch Einsendung der ihm bekannten Volkslieder und alten Volkstänze unterstützt werden. Das Bewußtsein, daß er damit ein Stück Arbeit an dem Wiederaufbau seines Volkes getan hat, sei ihm Dank genug.

Das Pommersche Volksliedarchiv in Greifswald sucht zurzeit folgende Lieder:

- „Ich bin ein lustiger Jägerstnecht...“
- „Der Soldat lebt herrlich in der Welt...“
- „Ein Schäfer trug Sorgen...“
- „Hurtig Leisten, Draht und Orth...“
- „Ein armer Fischer bin ich zwar...“

Ferner wird um Einsendung anderer bekannter Pommerscher Lieder gebeten. Besonders erwünscht ist die Zusendung aller größeren und kleineren Lieder, die die Fischer und Seeleute singen. Angaben darüber, von wem und bei welcher Gelegenheit die Lieder gesungen wurden, sind in jedem Falle erbeten.

4. (1619). Die Stelle lautet in unserer Schreibweise wie folgt:

„Ein Baghals unter den Mansfeldischen, Hans Fabel genannt, nahm einstmals ein Stutzglas Bier, ging auf den Stadtgraben zu und brachte den Belagerten eins. Dem haben sie es mit Kraut und Lot gesegnet, aber er trank sein Stutzglas Bier aus, bedankte sich gegen sie, kam in den Laufgraben und nahm fünf Kugeln aus dem Busen. Dieses Pilmis-Kind (Teufelskind), ob es gleich so sehr fest gewesen, ist doch krank geworden und vor der Eroberung der Stadt gestorben.“

Der Glaube an das „Festmachen“ war überall verbreitet. Im Brandenburgischen Kriegsrecht 1656 heißt es z. B. von den in Rathenow von dem Kurfürsten überfallenen Schweden: „Der größte Teil war, wie man sagt, gestorben, was ich bis jetzt niemals habe glauben wollen, daß es solche Leute gäbe.“

Nicht nur Soldaten, sondern auch große Herrscher und Feldherren galten als kugelfest, wie Tilly, Wallenstein, seine Generale Terzi und Holt, Gustav Adolf und Karl XII. Auch von Friedrich dem Großen saget man, er sei unverwundbar, und Friedrich Wilhelm II. war im Feldzug von 1792 nur durch silberne Kartätschentugeln des Feindes zu treffen.

Im Kriege 1870/71 und im letzten großen Völkerringen gelangte dieser Aberglaube wieder zu neuer Blüte. Für die Nichtigkeit dieser Briefe liefern die vielen Gefallenen, die mit Himmelsbriefen versehen waren, den besten Beweis. Vielleicht ist noch vielen in Erinnerung, daß derartige Schutzbriefe während des Weltkrieges zum Preise von 50 Pfg. bis 3.— Mark pro Stück zum Kauf angeboten wurden.

In diesem Zusammenhang mögen auch noch andere abergläubische Mittel, die eine Unverwundbarkeit bezweckten, erwähnt werden. Sehr alt sind die sogenannten Nob-, Siegs- und St. Georgshemden der Landsknechte. Diese mußten in der Christnacht von Jungfrauen gesponnen sein. Auf der Brust wurden zwei Köpfe eingestickt, „das rechte bärtig, das linke wie König Beelzebubs Kopf, mit einer Krone“. Auch die „Passauer Zettel“ des 17. Jahrhunderts galten als ein gutes Mittel. Sie wurden unter dem linken Arm getragen und auch gegessen. Auf diesen soll der Keim gestanden haben: „Teufel, hilf mir, Leib' und Seele geb' ich dir.“ Beliebte waren ein Stück von dem Strick oder der Kette eines Gehängten, der Kopf der Fledermaus, der Bart eines Volles, die Gemstugel aus dem Magen der Gemse, die Augen des Wolfes u. a. m. Diese Gegenstände mußten aber, um wirksam zu sein, in einem Beutel aus der Haut eines schwarzen Rabers am bloßen Leibe getragen werden.

Allerlei Pflanzen galten als Zaubermittel zum „Gestoren sein“, die Wegwarte, St. Johanniskraut, Bogelkraut, Siegwurz, Allermannsharnisch u. a. m. Auch Amulette und Münzen waren früh im Gebrauch, der St. Georgstaler und der Mansfelder Taler.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen bedarf nachstehender Himmelsbrief keiner weiteren Erklärungen mehr.

Himmelsbrief,

geschrieben mit meinen Händen.

Damit Ihr Euch hütet vor Sünden und gute Feiertage haltet, und in der Gottesfurcht lebt, werdet Ihr die ewige Seligkeit erlangen; thut Ihr das aber nicht, so werde ich Euch strafen mit Feuer, Pest, Hunger, Krieg und mit einer ewigen Strafe. Ich werde aussetzen einen König wider den andern, einen Herrn wider den andern, eine Schwester wider die andere, und ich werde alsdann meine Hand von Euch wegnehmen. Wegen Eurer Ungerechtigkeit werde ich zweischneidige Schwerter ergreifen und Euch vertilgen; nachher aber mit Donner und Blitz auf die Erde herabfahren, damit Ihr erkennt meinen Zorn und meine göttliche Gerechtigkeit, weil Ihr des Sonntags arbeitet. Aus väterlicher Liebe habe ich Euch bisher verschont, sonst würdet Ihr wegen Eurer Ungerechtigkeit längst verdammt sein. Ich beschwöre Euch, sowohl Jung als Alt, daß Ihr fleißiger in die Kirche gehen und Eure Sünde bereuen müßt. Bei der Buße müßt Ihr Euch nachher nicht mehr von Euren Nächsten abwenden. Hütet Euch vor Unterdrückung der Armen, sondern helft den Bedürftigen. Wer an dieses nicht glaubt, der soll nicht die ewige Seligkeit erlangen, wer diesen Brief aber bei sich trägt und andere, die noch Sünden auf sich haben, wie Sterne am Himmel oder Sand am Meer, zum Lesen oder Abschreiben giebt, dem sollen sie vergeben werden, wer ihn aber nicht zum Lesen oder Abschreiben giebt, soll verdammt werden. Derjenige, welcher von diesem Briefe hört, ihn nicht abschreibt und nicht in seinem Hause hat, der hat keinen Segen. Zuletzt beschwöre ich Euch, daß Ihr meine Gebote haltet, wie sie Christus gelehrt hat im Namen Gottes des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen.

Wer diesen Segen bei sich trägt, wird von einem geladenen Gewehr keinen Schaden leiden; denn es sind Worte, die das Göttliche bekräftigen und wofür man sich nicht zu fürchten braucht. Dieser Brief schützt vor alles Geschoß, Diebe, Feinde und vor alle Beschwerlichkeit. Durch folgende Worte, den Namen unseres Herrn Jesu Christi und mit Gott können alle Beschwerden, Schwerter, Gewehre und alles Geschick besprochen werden:

Erstens: Stehet still alle sicht- und unsichtbaren Gewehre, damit ihr nicht auf mich losgeht.

Durch die Taufe unseres Herrn Jesu Christi, der von Johannes im Jordan getauft worden ist.

Zweitens: Stehet still alle sicht- und unsichtbaren Gewehre, damit ihr nicht auf mich losgeht durch den Befehl des heiligen Geistes.

Drittens: Stehet still alle sicht- und unsichtbaren Gewehre, durch die Angst unseres Herrn Jesu Christi, welcher mich und dich erschaffen hat.

Viertens: Stehet still alle sicht- und unsichtbaren Gewehre und Waffen, durch die heilige Taufe des für uns gestorbenen Märtyrers, allmächtiger Gott sei uns gnädig. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Wer vielleicht vorstehenden Worten keinen Glauben beimessen will, der darf sie auf einen Fettel schreiben und denselben einem Hunde oder Hammel um den Hals hängen, sodann nach ihm schießen, er wird ihn nicht treffen. Im Namen Jesu, so wahr als Christus gestorben und auferstanden ist; kann: Wer an diesen Brief glaubt und ihn bei sich trägt, wird keinen leiblichen Schaden leiden. Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen bei dem lebendigen Gott des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † sowie alle Heiligen, daß mich heute kein tödliches Gewehr verwunden und tödten kann.

Gott der Vater sei mit mir, Gott der Sohn sei mit mir und Gott der heilige Geist sei zwischen allen Kugeln. Amen.

Graf Philipp von Flandern, der einen Ritter hatte und diesem eines Verbrechens wegen den Kopf wollte abhauen lassen, vermochte es durch seinen Scharfrichter nicht; denn er konnte ihn weder verwunden noch enthaupten. Das erregte große Verwunderung bei dem Grafen und allen Anwesenden. Der Graf ließ ihn vorfordern und brachte ihn zum Geständnis, mit welchen Dingen dies zuginge, worauf er ihm das Leben schenkte und der Ritter ihm diesen Brief vorzeigte mit folgenden Buchstaben: S † R † B † D † S † W † K †. Alle seine Diener verwunderten sich sehr und der Graf ließ denselben abschreiben.

Wenn Jemanden die Nase blutet oder er sonst verwundet wird, der lege nur diesen Brief darauf, so wird sich das Blut gleich stillen. Oder, wer dies nicht glaubt, der schreibe nachstehende Buchstaben auf ein Messer und steche ein Tier damit, es wird gewiß nicht bluten:

Bin † Bestus † Bestus † Nomen † Sibusch † Mewonement † Jesus † Maria † Joseph.

Dieses kräftige und für alle Menschen heilsame Gebet wurde im Jahre 1805 auf dem Grabe unseres Heilandes gefunden. Als Kaiser Karl zu Felde zog, erhielt er es vom Papst in Frankreich nachgeschickt, und ließ dasselbe auf einen Schild in goldenen Buchstaben ausdrucken.

Wer dieses Gebet täglich betet oder täglich beten hört, und damit das Vaterunser verbindet, wird keines unnatürlichen Todes sterben und nicht durch Gift umkommen.

Eine Frau in Kindesnöthen wird leicht entbunden werden, und wenn der Mann des Neugeborenen der Mutter diesen Brief zur rechten Seite legt, wird sie sowohl als das Kind von Unglück befreit sein.

Auch wird, wer dieses Gebet von Haus zu Haus trägt, gesegnet, wer es aber verpöthet, ewig verflucht werden. Ebenfalls wird das Haus, worin sich dieser Brief befindet, nicht vom Ungewitter betroffen werden, und zuletzt, wer dieses Gebet betet oder beten hört, wird drei Tage vor seinem Ende ein Zeichen vom Himmel sehen.

Der Wall in Dargen, Kreis Publig

Am Westausgange des Dorfes hinter dem Gehöft des Sattlermeisters Schulz, wo der Ellerbach in den Lenzbach einmündet, liegt, rings von Wiesen um-

Alle Einsendungen sind freundlichst zu richten an das Pommersche Volksliedarchiv in Greifswald, Germanistisches Seminar.

Das Heidetraut.

Dahin sind die wogenden Aehrenfelder, und verschwunden mit ihnen die vielen Blumen, die in leuchtender Farbenpracht das Gelb der Halme durchwirkten. In den Wiesen ist der bunte Teppich zum zweiten Mal zur Erde gesunken, und im Grün der Hackfruchtfelder findet das Auge keine Blütenfreude. Selbst an den Rändern der Feldwege, die vor kurzem noch blumenüberfüllt waren, sind schöne Blüten selten geworden.

Aber mitten in dieses Blumenschwinden hat die Natur noch einmal ein ergreifendes Wunderwerk gestellt. Dort unten am lichten Kiefernhochwald prangt das blühende Heidetraut. Rosenrot hängt Glöckchen an Glöckchen am dürrbraunen Stengel, und Glockenreihe hat sich neben Glockenreihe gestellt. Und all die vielen Reschblätter, die die unzähligen Glöckchen halten, haben im Eifer ihr Grün vergessen und glühen nun selbst in dem herrlichen Farbenleid ihrer Schutzbefohlenen. Der Himmel, der schon tage-

lang aus grauen Wolken das Blumensterben beweint hat, spannt noch einmal sein tiefes Dunkelblau auf, daß auch die Sonne glänzende Goldstrahlen in dies Blumenwunder schleiten kann.

Menschen und Tiere zieht die Heide in ihren Bann. Da kommen die Arbeitsamen, die sich mühen, in Farben und Worten etwas von dem Wunderwerk heimzutragen, ihren Mitmenschen und sich zur Freude. Sie sind wie die Bienen, die zum Wohle ihres Volkes unaußhaltbar von Glöcklein zu Glöcklein summen. Die allzeit Fröhlichen finden wohl ein liebendes Wort, brechen im Vorübergehen hier und da ein paar Zweiglein und schmücken damit Hut und Gewand. Sie gleichen den buntschillernden Fliegen und Käfern, die, ab und zu von dem Ueberfluß des köstlichen Honigs nachhend, sich sorglos umhertummeln, ohne sich im geringsten um die Libelle zu kümmern, die mitten unter ihnen weilt. Es ist, als ob die Tierchen es wüßten, daß ihr Todfeind heute seine Raublust nicht mit in das Blütenmeer nahm, sondern sie am schlümsäumten Seeufer zurückließ. Und von dem bedrückten Menschenkind, das soeben mit gesenktem Blick in die Heide tritt, weicht allmählich die Sorge, und Lebensmut und

-freude lehren in sein Herz zurück. Reich beschenkt gehen sie alle von dannen, Menschen und Tiere, die einmal zu Gaste weilten in der blühenden Heide.

Und wenn tief im Winter, während ein eisiger Nordost über die schneebedeckten Fluren jagt, in mir die Sehnsucht nach blühenden Blumen allzu mächtig aufsteht, dann suche ich meine winzige Pflanzensammlung hervor. Bald halte ich das Blatt mit dem Heidetraut in den Händen, und während allgemach der Winter mit seinem Leid versinkt, stellt sich vor mich noch einmal das Bild der blühenden Heide.

Alfred Lucht.

Berichtigung.

In dem Aufsatz von Musikdirektor Hecht, Beiträge zur pommerschen Musikgeschichte in „Unsere Heimat“ 1932, 12, wird unter Nr. 18 Hausmann, Walter, genannt und als Geburtstag der 4. 12. 1896 angegeben. Ein Freund unseres Blattes teilt uns unter Einsendung einer Bescheinigung des Standesamts der Stadt Köslin mit, daß Wilhelm Felix Theodor Hausmann am 4. 12. 1877 in Köslin geboren ist. Dem Einsender danken wir für die Richtigstellung.

geben, ein etwa ein Morgen großes Stück Ackerland, das die Bezeichnung Wall führt. Daran knüpft sich folgende Sage:

Einst sahen Dargener Bauern lodernde Flammen aus dem Wall schlagen. Sie eilten sofort mit Spaten und Schippen herbei und gruben an dieser Stelle nach. Dabei stießen sie auf einen gewaltigen Kasten. In diesem Augenblick sahen sie allerlei Gestalten, Mäuse, Wagen, die nach Schwellin jagten, unter anderem auch eine Gestalt, die in einem Topf Grüße rührte. Als jemand die Gestalt fragte: „Wat möckst du dor, da verschwand der Kasten mit einem lauten Knall. Eine Stimme rief: „Die vierte Besitzerin wird den Schatz beim Pflügen finden!“ (Mündliche Ueberlieferung.)

Es wurde mir erzählt, daß der Wall vor etwa fünfundsiebzig Jahren bedeutend höher gewesen sei. Er lag brach, war mit Sträuchern bestanden und war ein beliebter Spielplatz der Dargener Kinder. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaute Herr Tischler Reeh hier ein neues Gehöft. Bald darauf machte er sich daran, den Wall urbar zu machen, um hier einen Garten anzulegen. Er rodete die Sträucher aus, trug den Wall ab und machte den anstoßenden Sumpf zu Wiesen. Bei den Arbeiten wurden ein Topfhelm, ein Grapen aus Glockengut und ein Sporn gefunden, die einem Museum überwiesen wurden.

Auf meine Anfragen vom 26. 4. 32 bei verschiedenen Museen wegen des Verbleibs obiger Gegenstände teilte mir das Zeughaus in Berlin C. 2 im Schreiben vom 10. Mai 1932 mit, „daß sich hier der von Ihnen gesuchte Topfhelm des 13. Jahrhunderts befindet, der am 5. Juli 1869 in die königliche Kunstkammer und von da 1876 in die neugegründete Waffensammlung des Zeughauses gelangte. Als Fundort wird in dem Inventar der Schloßberg zu Dargen bei Publig angegeben. . . Der Helm zählt zu den kostbarsten mittelalterlichen Waffen des Zeughauses. Ueber Sporn und Grapen ist hier nichts bekannt.“

Das mir vom Zeughaus freundlichweise überlassene Lichtbild von diesem Topfhelm (A. D. 14 311) gibt eine Seitenansicht. Der Topfhelm ist oben flach und folgt etwas der Wölbung des Gesichts. Er ist mit Augenschlitzen versehen. Weiter unten befinden sich eine Anzahl Luftlöcher. Der Helm ist aus mehreren Stücken (sieben ?) zusammengesetzt. Dieser schwere, einem eisernen Topfe ähnelnde Helm wurde über den Kopf gestülpt, auf dem er eigentlich nur hing.

Der Flurname Schloßberg ist in Dargen unbekannt. Doch ist wahrscheinlich, daß dieser Fundort der Wall ist. Hier stand vermutlich auch das Schloß von Dargen. Prof. Wehrmann schreibt in seiner Geschichte von Pommern Bd. I, S. 144: „Die Wolgaster Herren waren . . . in einen heftigen Streit mit Bischof Johann von Cammin geraten, bei dem fogar Gewalttaten nicht ausblieben. Im Mai 1362 kam es zu einem vorläufigen Vergleiche und zum Abschluß eines großen Landfriedensbündnisses.“ Und Herr Dr. Müller schreibt in seiner Arbeit „Das Fürstentum Cammin“ in den Baltischen Studien, Neue Folge Bd. XXXI, S. 165 über diesen Streit: „Das Land Arnhausen blieb den Bischöfen bis 1387 erhalten, doch haben die Herzöge anscheinend schon früher danach getrachtet, denn zeitweise hielten sie (neben Dargen im Lande Publig) auch das Schloß Podewils (nördlich Arnhausen) besetzt, das sie 1362 dem Bischof wieder herauszugeben versprochen.“ Nach einer schriftlichen Auskunft des Preussischen Staatsarchivs in Stettin, Rarkutschstr. 13, wird Dargen durch die Urkunde vom 22. Mai 1362 (Stettiner Staatsarchiv, Domkapitel Kammin, Dr. 163), „wo die pommerischen Herzöge sich verpflichten, das Schloß Dargen dem Bischof von Cammin herauszugeben“, zum erstenmal urkundlich erwähnt. „Dargen gehörte also schon vor 1362 zum Bistum.“ Dieses Schloß von Dargen stand sicher auf dem Schloßberg, dem Wall. Wie es beschaffen war und wie lange es gestanden haben mag, darüber ist zuverlässiges nicht bekannt. Georg Horn, Dargen.

Ein pommerischer Dichter auf der Lebenshöhe!

Franz Ferdinand Hoepfner, geb. 25. August 1882 zu Stettin.

Launiger Lebenslauf.

Mit J. G. Herder habe ich nicht nur das G. gemein, sondern auch den Tag der Geburt, nur, daß ich 138 Jahre jünger bin als er, was indessen für mich kein Fehler ist. Wie die Jünger am Galtischen Meere, war mein Vater am unteren Oderlauf und am Dammschen See ehrfamer Fischermeister. Unter jahrelangem Ueberschleichen wurde ich allmählich erwachsen. Schulbildung: Volksschule, ein Vierteljahrhundert später: Volks-Hochschule Ueber besondere Körperkräfte habe ich nie verfügt, trotzdem aber den Feldzug mit Auszeichnung vor dem Feinde bestanden. Den Ehriegel auch! Kinder: Eine Tochter, echte Jugend — nur wie alle Jugend heute vergeblich um Arbeit bemüht! Was ich gelernt habe? — Mich im Leben zu wehren! Was ich beruflich bin? — Kein Lehrer! — Gelehrter Kaufmann, seit zwölf Jahren Behörden-Angestellter. Meine Werte? — So umfangreich, daß sie ein Verleger bisher nicht unterbringen konnte. Ich bin aber auch fleißig, mehr Dichtungen jährlich als Tage; aber wie diese, nicht alle gleich gut. Wer mich lesen will, muß schon verschiedene Tageszeitungen, Kalender, Jahrbücher, Lesebücher und Sammlungen durchstöbern. Sonst — hoffe ich, bescheidenen Ansprüchen zu genügen.

Der „Seebär“.

Gemeinhin bezeichnet man den ollen ehrlichen Seemann, diesen alten, bald der Vergangenheit angehörenden Waterkantentyp mit Schagpfeife und grauer „Fischertrause“ als einen „Seebär“. Der Naturwissenschaftler versteht unter „Seebär“ eine in den südlichen Meeren beheimatete Robbenart. Für den Bewohner der Ostseeküste ist der „Seebär“ dagegen jene plögllich eintretende, mauergleich einher schreitende Flutwoge; die auf ausgedehnte Entfernung für längere oder kürzere Zeit ein Schwanken des Meerespiegels zur Folge hat. Dieser „Seebär“ erscheint urplögllich, fogar bei absoluter Windstille, erhebt sich bis zur Höhe von 2 bis 3 Metern und gehört zu den sehr seltenen Naturerscheinungen an der Ostseeküste. — Während man früher das Wort „Bär“ mit dem der Erscheinung häufig vorangehenden Brummen zu erklären versuchte, leitet man es richtiger von dem holländischen „Bar“ (Sturzwelle) ab. Es handelt sich also um ähnliche Sturzwellen, wie sie sich vor den Mündungen von Strömen oder engen Buchten besonders dann zu bilden pflegen, wenn Ebbe und Flut wechseln und die zurückweichenden Wassermassen mit den heranflutenden zusammenprallen. — Als erster erwähnt Brüggemann vor hundertsechzig Jahren diese Naturerscheinung der Ostsee und erklärt sie durch „unterseeische Gewitter“. So ist nach seinen Aufzeichnungen die Ostsee am 23. April 1757 bei stillem Wetter und heiterem Himmel bei Treptower Deep plögllich so stürmisch geworden, daß hohe Wellen den Strand überschwemmten und einen Prahm in der Mündung der alten Rega weit aufs Land warfen. Er schließt seinen Bericht mit den Worten: „Die seegefahrene Anwohner am Strande nennen dieses als eine ihnen bekannte Begebenheit den „Seebär“. — Eine noch interessantere Erscheinung des „Seebären“ konnte 1778 an der Ostsee bei Leba beobachtet werden, wo im März urplögllich eine Flut einsetzte, welche bis in das Städtchen drang und nach einigen Stunden ebenso schnell wieder zurückwich. Das Auffallende bei dieser Erscheinung war der Umstand, daß in dem rund 150 Kilometer entfernten Kolberg bei völlig ruhigem Wetter und heiterem Himmel die Ostsee so weit zurücktrat, daß man trockenen Fußes eine weite Strecke hineingehen konnte. — Aus dem gleichen Jahrhundert berichten Chroniken von einer dritten Naturerscheinung gleicher Art. 1795 strandete östlich von Kolberg ein Schiff, und bei ruhiger See unternahm Kolberger Schiffer und Fischer den Versuch, die Ladung des Seglers zu bergen. Ein plögllich einsetzender „Seebär“ überslutete den gestrandeten Segler, und nur mit großer Mühe vermochten sich die Besatzung und die Fischer zu retten. Alte Fischer in Rostock wissen von einem „Seebär“ zu erzählen, der 1867 bei ruhiger See und klarem Himmel als gewaltige Flutwelle gegen die Düne brandete und diese weithin unter Wasser setzte.

Kurt Poppe.

Der Vogelzug im Sommer 1932 an der ostpommerischen Küste.

Von E. Lenski, Röslin.

Auch während der Sommermonate ruht die Zugbewegung der Vögel keineswegs. Im Binnenlande ist davon allerdings weniger zu merken, im Küstenlande aber, so auch in unserm ostpommerischen Küstengebiet, ist der Vogelzug genau wahrzunehmen. So gibt es einen Frühsummerzug der Kiebitze und Stare, ebenso auch der Brachvögel, welcher sich aber zum Hochsummer noch erheblich verstärkt. Ferner ziehen im Hochsummer zahlreiche „Sumpfvögel“, vorwiegend schnepfenartige Vögel, Regenpfeifer und Möwen, von Kleinvögeln u. a. Mauersegler und Uferschwalben.

Bereits am 22. Mai d. Js. beobachtete ich die ersten von Osten nach Westen ziehenden Kiebitze in geschlossenen kleinen Flügen; es waren keine Jungvögel darunter, sondern nur Altvögel. Die Zugbewegung dauerte an. Es kamen täglich Kiebitze durch, teils in kleinen Flügen, später zu Hunderten, so am 29. 5. 150, am 30. 5. 350, am 31. 5. 500, am 1. 6. 400, am 2. 6. 500, am 3. 7. 500. Weiterhin vermehrten sich die durchziehenden Flüge, und schon am 15. Juni waren es etwa 2000 in drei Stunden. Am 14. 6. stellte ich die ersten Jungkiebitze unter den durchziehenden Flügen fest. Am 19. Juni zogen in drei Stunden etwa 3000 Kiebitze, darunter ein Viertel Jungkiebitze. Von diesem Zeitpunkt ab nahm auch die Zahl der lokalen Brutkiebitze ungefähr um ein Drittel ab. Unter den Zurückgebliebenen befanden sich teils noch nicht ganz flugfähige junge, teils Altvögel mit unfertigen Jungkiebitzen aus Nachgelegen. Der stärkste Kiebitzflug fand in den Tagen vom 27. 6. bis 2. 7. statt. Allein am 29. 6. zogen in sechs Stunden 30 000 Kiebitze durch.

Vom 19. Juni ab beobachtete ich den Durchzug von Staren, unter denen ich fast ausschließlich Jungvögel feststellen konnte, nur in sechs Fällen Altvögel. Am 26. Juni war der Starenzug schon recht lebhaft und erreichte seine Höhe vom 28. 6. bis 3. 7. An manchen dieser Tage zogen Zehntausende in sechs Morgenstunden durch, auch unter diesen vorwiegend

Jungtiere. — Große Brachvögel zogen vom 23. Juni ab. Am 6. 7. waren auch die lokalen Brutbrachvögel verschwunden. Guter Brachvogeldurchzug war in der Zeit vom 16. 7. bis 3. 8. Regenbrachvögel zogen seit dem 29. 7. besonders lebhaft. — Schwarzwänzige Uferschnepfen hatten am 5. Juli die hiesigen Brutgebiete verlassen; Durchzug und rastende Uferschnepfen beobachtete ich bis Mitte August, vom 28. 7. ab auch die ersten Pfuhschnepfen.

Von der zweiten Julihälfte ab zogen Bekassinen. Die meisten der schnepfenartigen Vögel beobachtete ich sowohl am Tage wie auch nachts ziehend, Bekassinen nur nachts. Am 8. August trafen die ersten Lerchenstrandläufer, am 13. 8. bogenschnäblige und isländische Strandläufer auf unsern Strandwiesen ein, denen später fortgesetzter Durchzug folgte. — Am 11. 8. lagen in meinem Beobachtungsrevier (kurzgrasige Strandwiesen mit Strandpfeifer und einigen Sumpfstellen) rastend: 12 Kiebitzregenpfeifer, 8 große Brachvögel, 15 Regenbrachvögel, 9 Pfuhschnepfen, 25 Kiebitze (ein Drittel davon Jungvögel), 7 Gambettwasserläufer, 4 dunkle Wasserläufer, 3 helle Wasserläufer, 3 Steinwäzler, mehrere Flüge von Kampfläufers, 3 Sandregenpfeifer, 2 Flußregenpfeifer, mehrere starke Flüge von Alpen-Strandläufern, mehrere kleinere Flüge von Lerchenstrandläufern, 3 Bruchwasserläufer, 16 Waldwasserläufer, 14 Bekassinen, 2 kleine Sumpfschnepfen, ferner ein starker Flug von Lachmöwen (die Hälfte davon Jungvögel), ein kleinerer Flug Sturmmöwen (einzelne Jungvögel dabei), mehrere Mantelmöwen mit Jungen, sowie eine größere Zahl Flußseeschwalben (etwa ein Drittel Jungvögel dabei).

Auf einem Reusenpfehl im Jamundersee ruhte ein Kormoran. Auf der am laufenden Tief in den Jamundersee sich erstreckenden Halbinsel rasteten mehrere hundert Stockenten, vermischt mit wenigen Rici- und Knäkten. Die Stockentenweibchen befanden sich in der Mauser. — Der Abzug der Mauersegler erfolgte am 5. 8. d. Js. Vom 6. bis 12. 8. zogen zahlreiche Uferschwalben an der Küste durch. Die Hauptmasse der Hausfische verließ uns bereits am 19. August.